

Augen, die sich mit einem unangenehm stehenden Blick auf den Eintretenden hefteten. „Was, Teufel, Cavalier Montieur, Sie sind noch hier?“ fragte Robert überrascht, indem er dem jüngeren Herrn die Hand bot.

„Ihre Kriegsgesellschaft ist nun doch zu Ende?“ „Vralmont!“ lachte der Cavalier, „aber ich habe keine Lust, unter dem Kommando des Herrn Thiers gegen die Bürger von Paris zu kämpfen! Die Herren gestatten wohl, daß ich sie einander vorstelle: Herr Robert Raven, Herr Kurt von Redern, Major außer Diensten!“

„Wir kennen uns schon“, sagte Robert in einem Tone, der fast geringschätzend klang, während der Major zustimmend nickte, dann wühlte er dem Redner, um eine Flasche Wein zu bestellen.

Das Gespräch, das durch seinen Eintritt unterbrochen worden war, wurde wieder aufgenommen, der Major bramarbasierte mit seinen Kriegskollegen, beschwerte sich über unerbittliche Zurücksetzung und gab dabei ein Glas Wein nach dem anderen hinunter.

Der Cavalier rauchte seine Zigarre und hörte mit gelangweilter Miene zu, Robert war in eine Zeitung vertieft, über deren Rand hinüber er mitunter einen ärgerlichen Blick auf den rebelligen alten Herrn warf.

Endlich traten einige Stammgäste ein, die sich sofort an den Spieltisch setzten; kaum bemerkte der Major, daß der vierte Mann fehlte, als er sich erhob, die Tische auszufüllen, sein Anerbieten wurde nach einigem Hören angenommen.

Der Cavalier athmete sichtbar erleichtert auf, als der Major den Tisch verlassen und sich in die entgegengesetzte Ecke zurückgezogen hatte.

„Wie kommen Sie nur zu dem?“ fragte Robert, indem er die Zeitung hinlegte. „Er war früher ein geachteter Mann, aber seitdem er sich dem Trunt und dem Spiel ergeben hat, ist er verlottert, er treibt sich in diesen Kreisen umher.“

„Kennen Sie seine Tochter?“ unterbrach der Cavalier ihn mit zynischem Lächeln. „Ich habe nicht die Ehre!“

„Bitte, sie ist eine sehr respectable junge Dame und eine Schönheit!“

„Und Sie wollen nun die Rolle des Don Juan spielen?“ „Nichts weniger als das, ich hege sehr ernste Absichten!“

„Dann glaube ich nicht, daß Sie auf Hindernisse stoßen werden“, spottete Robert, „wenn die Tochter in der That ehelos ist, muß sie ja froh sein, von einem solchen Vater erlöst zu werden.“

Der Cavalier nippte an seinen Glase und lies einige Raucherrollen vor sich hin, denen er gedankenvoll nachschaute.

„Sie kennen das Mädchen nicht“, sagte er, „also kann Ihr Urtheil auch nicht maßgebend sein. Es ist eine eigenthümliche Geschichte — apropos, wie weit ist denn Ihre Liebesaffaire gediehen?“

„Die Fehlung hat kapitulirt.“

„Und der betrogene Bräutigam?“

„Mag sich eine Andere suchen, die besser zu seinem Budget paßt.“

„Und das ist so glatt abgelaufen?“ fragte der Cavalier. „Der Nebenbuhler hat sich den Zutritt ruhig gefallen lassen?“

„Na, dann dürfen Sie sich auch Ihres Sieges noch nicht freuen!“

„Was, ich fürchte diesen Krüppel nicht“, erwiderte Robert verächtlich. „Sie könnten mir einen Gefallen erzeigen, Cavalier.“

„Sehr gern.“

„Können Sie Ihre Handschrift so verstellen, daß man sie für die Handschrift einer Frau hält?“

„Das macht mir keine Mühe.“

„So möchte ich Sie bitten, ein Billet zu schreiben, das ich Ihnen diktiere werde.“

„Wenn ich mir dadurch keine Unannehmlichkeiten —“

„Unbesorgt, die Sache ist nur eine Mystifikation, mit der ich meinem Nebenbuhler die Galle ins Blut treiben will.“

„Wissen Sie auch, daß Ihnen das gefährlich werden kann?“ warnte der Cavalier mit bedenklcher Miene. „Man soll einen Gegner nicht ohne Noth reizen.“

„Die Gefahr ist für meine alleinige Rechnung, Berechtigt, Sie für Ihre Person haben ja nichts damit zu schaffen. Es muß doch auch Ihnen Freude machen, wenn ein vertrauensvoller Liebhaber geprellt wird.“

„Vraiment, dazu biste ich gern meine Hand, vielleicht leisten Sie mir später einmal denselben Dienst“, scherzte der Cavalier, „ich rechne dann auch auf Ihre Bereitwilligkeit.“

Robert hatte den Kellner bereits beauftragt, Schreibmaterial zu bringen, er klemmte das Pergament auf die Nase und sah sich kühlend um; es war Niemand so nahe, daß er das Gespräch der beiden hätte belauschen können.

„Natürlich erwarre ich von Ihnen strengste Verschwiegenheit“, sagte er, „Niemand darf erfahren, daß Sie das Billet geschrieben haben, der Betreffende muß glauben, daß eine Frau ihn gewarnt hat. Sehen Sie diese Handschrift, glauben Sie, dieselbe täuschend nachahmen zu können?“

Er hatte ein kleines Papier aus seinem Portefeuille entnommen, auf das der Cavalier jetzt einen prüfenden Blick warf, während der Kellner die Schreibmaterialien brachte.

„Thnen! Sie wollen also die Tochter des Majors in Ihre Heimath entführen?“

Der Cavalier war eben damit beschäftigt, eine neue Zigarre anzuzünden, seine dunkigen Brauen zogen sich wie im Unmuth zusammen.

„Ich würde das gerne thun, wenn ich erst so weit wäre“, sagte er mit einem ärgerlichen Achselzucken. „Es ist eine seltsame Geschichte, das Mädchen befindet sich in einem Kloster.“

„In dem es erzogen wird?“

„Ja, das, im Kloster der barmherzigen Schwestern.“

„Und Sie wollen nun —“

„Lassen Sie mich doch zu Wort kommen. Das Mädchen war schon einmal mit einem Offizier heimlich verlobt, und zwar so heimlich, daß selbst der Vater nichts davon wußte. Der Verlobte fiel schon zu Anfang des Krieges, und ich weiß nicht, ob der Schmerz über diesen Verlust oder die Scham über den verlotterten Vater sie bewogen hat, in den Orden der barmherzigen Schwestern einzutreten.“

„Wenn ich einige Aeußerungen des Majors richtig deute, so ist der letztere Beweggrund maßgebend für sie gewesen, Antonie von Redern soll im Punkte der Ehre sehr zartföhlend sein. Sie mag auch wohl im Hause des Vaters kein angenehmes Leben gehabt haben, was verfehlt dieser Mann, der nur an die Verfriedigung seiner eigenen Leidenschaft denkt, von den Bedürfnissen und dem Seelenleben eines jungen Mädchens!“

„Also kannten Sie das Fräulein schon vor dem Kriege?“

„Nein, nein, obgleich ich oft in Deutschland gewesen bin.“

„In der That, Sie reden unsere Sprache wie ein geborener Deutscher!“

Der Cavalier strich die Asche von seiner Zigarre ab und füllte sein leeres Glas wieder.

„Ich könnte das als ein Kompliment betrachten“, sagte er gleichgültig, „indessen beweist es mir nur, daß ich vorzügliche Lehrer gehabt habe. Nein, ich sah das Fräulein zum ersten Male in Nancy, bald nach der Schlacht bei Orléans. Sie wohnte mir gegenüber, ich hatte also Gelegenheit genug, sie zu beobachten. Da fiel es mir denn auf, daß sie in den ersten Tagen die Tracht einer barmherzigen Schwester trug und später in dem mobileren Kostüm einer Weltbilde anging.“

„Ich interessirte mich für sie und war im Handumdrehen bis über die Ohren verliebt. Ein Versuch, mich ihr zu nähern, fiel allerdings nicht nach meinen Wünschen aus, ich hatte dabei etwas den Don Juan durchblicken lassen, ihr Stolz und ihr Ehrgefühl machten mich nur noch verliebter. In dem Hause, in dem sie wohnte, fand ich einen Diensthofen, der gerne ein Geldstück verdient, durch ihn erfuhr ich den Namen der jungen Dame und die Stadt, aus der sie Briefe empfangen hatte. Sie war nach jenem Abend, an dem mein Versuch scheiterte, wieder die barmherzige Schwester Martha geworden, ich sah sie nicht wieder und mußte auch sehr bald darauf Nancy verlassen, um auf Umwegen die französische Südmare zu erreichen, in die ich als Offizier eintrieten wollte. Später gerieth ich nach einem unglücklichen Gefecht in Kriegsgefangenschaft, und da mir, dem Offizier, freigestellt wurde, die Stadt zu wählen, in der ich meinen Aufenthalt nehmen wollte, so wählte ich die in der Hoffnung, hier die Geliebte wiederzufinden. Ich erwiderte mich nach ihren Angehörigen, der Major wurde mir als ihr Vater bezeichnet, und daß er mich mit offenen Armen aufnahm, als er meine volle Börse sah, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

„Rein wahrhaftig nicht, in diesem Punkte kenne ich ihn“, spottete Robert. „Die Tochter ist jetzt wieder bei ihm?“

„Hier im Kloster, sie weigert sich, es zu verlassen.“

„Und der Vater? Kennt er Ihre Wünsche?“

„Allerdings, er ist auch bereit, sie zu erfüllen, aber sein guter Wille scheint an dem Eigensinn der Tochter scheitern zu sollen.“

„Haben Sie selbst mit dem Mädchen noch keine Unterredung gehabt?“

„Nein, sie weigert sich, mich zu empfangen.“

„Wohl jenes Abends wegen, an dem Sie den Don Juan spielten?“

„Reineswegs, wenigstens hat sie ihrem Vater nichts davon gesagt, ich glaube auch nicht, daß sie mich wiedererkennen würde. Zudem waren solche Abenteuer damals in Nancy nicht selten, Antonie von Redern mußte sich darauf gefaßt machen, wenn sie Abends in weltlicher Tracht ohne Begleitung anging.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Heirathen.

Von Karl Görlig.

(Nachdruck verboten.)

„Die soziale Frage“ ist das Schlagwort unserer Zeit. Tausend und tausend Mal wird dies Wort gesprochen und geschrieben, und von Hunderttausenden gehört und gelesen, ohne daß der größere Theil dieser Hunderttausende sich über die Bedeutung des wichtigen und einflussreichen Wortes recht klar sein mag.

Eine erschöpfende Erklärung an dieser Stelle darüber zu geben, dürfte sehr schwer sein, man kann sich deshalb nur mit einem Theil derselben beschäftigen, weil die soziale Frage ein vielköpfiges Ungeheuer ist und man stets nur auf einen dieser Köpfe sein Augenmerk zu richten vermag, um sich seiner gefahrvollen Angriffe zu erwehren.

Geben die vielen Köpfe dieses modernen Ungeheures, „Soziale Frage“ genannt, untereinander einen ganz verschiedenen Ausdruck, spiegeln sich in ihnen die heterogensten Dinge ab, so haben alle doch einen gemeinsamen Zug von framptonter Familienähnlichkeit. Dieser gleiche Zug, welcher alle Köpfe des modernen Ungeheures „Soziale Frage“ charakterisirt, spiegelt immer ein Defizit ab. In allen Dingen und Verhältnissen, welche in das Bereich der „Sozialen Frage“ hineinspielen, steht immer das kategorische „Bejahen sollen“ und das löbliche „Bejahen wollen“ dem leidigen „Nicht bejahen können“ gegenüber. Demgemäß können die Bestimmungen in der sozialen Frage immer eine Fatalität, einen bösen Konflikt, ja geradezu ein Unglück sehen, während die Optimisten sie als glückverheißendes Zeichen auf ihre Fahne schreiben werden mit dem Motto: „Ohne Kampf kein Sieg.“

„Durch Nacht zum Licht.“

Einer dieser Köpfe der sozialen Hydra, vielleicht der kraftvollste, weil nie zu vertilgende, heißt „Heirath“, wohlverstanden: „Moderne Heirath“, denn die soziale Frage ist als Kind der Gegenwart immer modern tollstüftig.

Es steht unumstößlich fest, daß das meiste Unglück, welches die irdliche Existenz zerstört, von unpassenden Heirathen kommt. Hierbei müssen die „unpassenden“ aber ganz besonders betont, vorzugsweise hervorgehoben werden, denn das Heirathen, an und für sich, kann oft das Glück — freilich ist Glück ein relativer Begriff, — manche Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten im Gefolge haben, nur vor den „unpassenden Heirathen“ sei gewarnt. Was aber sind unpassende Heirathen? Welche Anzeichen dafür giebt es, um sich vorher gegen solche zu hüten zu können?

Die Antwort darauf läßt sich theilweise schon aus dem Worte selbst herstellen. Unpassende Heirathen sind diejenigen, die von Personen geschlossen, welche nicht für einander passen.

Es giebt heute Mißheirathen so gut, wie es in früheren Zeiten solche gegeben hat, nur das heute ein ganz anderer Ehebund als Mißheirath angesehen werden muß, als früher. In vergangenen Zeiten galt es — wie man damals sagte — für eine Resaissance, welche dem Betreffenden nie vergeben wurde, ihn fast ehelos machte,

wenn ein schloßgepflegener, adliger Ritterkammermann zum Kerker und Entsetzen seiner hochgeborenen Sippe ein ehrbares liebliches Wügerdichtlein freite, heut zu Tage liegt der Schwerpunkt für eine Resaissance nicht mehr in der Verschiedenheit des Ranges und Namens, sondern in der Verschiedenheit der Bildung.

Wohle dem begabten, klugen Manne, der, durch weibliche Schönheit und Körperreize verführt, ein ungebildetes Mädchen ohne Takt und Bartsgefühl zu seiner Hausfrau, zur Mutter seiner Kinder macht! Ein gleiches Wehe der gestillten, ehelichlebenden Jungfrau, die sich durch eine stramme Figur bestimmen, durch einen „forschen“ Schnurrbart mit gedrehten Spitzen imponiren läßt und einen gut gewachsenen, aber rohen und renomnirenden Präphtans mit glänzenden Augen und schmühiger Seele zum Gatten wählt.

Ein Mädchen ist noch etwas Unvollendetes, ein unverheiratheter Mann noch ein im Kampf um's Dasein nicht Geprübter; erst im dauernden ehelichen Zusammenleben wird sich Weiber wahrer Charakter zeigen. Jede Ehe, auch die relativ glücklichste, bedingt bei beiden Theilen eine vollständige Selbstverleugnung.

Bruder und Schwester, die in gleichen Verhältnissen aufgewachsen, unter gleichen Gewohnheiten erzogen worden sind, werden fast immer in vollster Harmonie leben können, weil eben die gleichen Gewohnheiten, die ruhige, feste, durch die Stimme des Blutes bedingte Neigung das Zusammenleben Weiden leicht und sympathisch macht.

Aber in der Ehe kommen zwei, sich bis dahin willfremde Menschen mit ganz verschiedenen Gewohnheiten, oft mit durchaus entgegengesetzten Lebensansichten zusammen. Der Mann liebt die Ordnung bis zur Keinlichkeit, — die Frau hat weder Verständnis für Ordnung, noch Schönheitssinn, oder — der Mann ist nobel bis zum Verschwendern, und die Frau würde durch angebornene weise Sparsamkeit Schränke und Kasten bis zum Reichtum füllen, — wodurch sollten wohl die hieraus notwendiger Weise entstehenden Konflikte ausgeglichen werden?

Durch die Liebe — möchten hierauf vielleicht die Idealisten antworten —, denn die Liebe kann Berge versetzen. — Das klingt sehr schön, wie vieles Ideale, aber das Leben stellt verdammt praktische Anforderungen, und wie das herrlichste, grandiosste Gebäude eines festem Fundaments bedarf, wenn es nicht mit suchtbarem Krach zusammenstürzen soll, so muß auch die Ehe auf realen und nicht idealen Boden gegründet sein. „Heirathen aus Neigung“ sind ideale und schlagen selten glücklich aus, denn — nur Heuchler leugnen die Wahrheit — Neigungen halten nicht ewig vor, sie sind vergänglich wie alles Irdische, und wenn die Neigung durch Gewohnheit oder bittere Erfahrungen verfliegen ist, bleibt die nur aus Neigung geschlossene Ehe ein furchtbarer Zwang. Heirathet ein reiches, wenig hübsches Mädchen aus Neigung einen stillosen, männlich schönen Kavalleren, wird sie sich selbst mit dem Glauben an Gegenliebe täuschen, während der schöne Kavalleren im Stillen nur darauf spekulirt, von dem Reichthum seiner zukünftigen Frau seine Schulden zu bezahlen, die arme Frau also nur als „sein Portemonnaie“ zu betrachten.

Die arme Frau also nur als „sein Portemonnaie“ zu betrachten. Und Heirathet, umgekehrt, ein vermögendes Mann eine blendend schöne, aber arme Frau, wird diese in den meisten Fällen eine solche Heirath nur darum schließen, um eine reiche Frau zu werden und mit dem Gelde ihres Gatten ihre ganze dürftige Familie, Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, Schwägerinnen und deren Männer und Kinder unterstützen, oder, wenn möglich, ganz und gar unterstützen zu können.

Ist ein Sprichwort richtig und namentlich auf das Heirathen anwendbar, so ist es das alte Sprich: „Gleich mit Gleich gesellt sich gern“ — und „gesellt sich auch harmonisch und gut“, muß man für die Ehe hinzusetzen.

„Gleiche Bildung, gleiche Vermögensverhältnisse, ähnliche Lebensgewohnheiten“ werden die Grundbedingung für eine passende Heirath sein. Die arme, aber tüchtige und sparsame Frau wird mit dem unheimlichen, geschäftigen Manne zusammen arbeiten und zusammen erwerben, die vermögende Gattin wird mit dem ihr im Vermögen gleichstehenden Gatten ihr beiderseitiges Vermögen gemeinsam zu vergrößern suchen, die reiche Frau und der reiche Mann werden in vereintem Streben ihren Reichthum zu erhalten wüßten.

Nichts ist gefährlicher beim Heirathen wie Illusionen. Welch eine bis an Wahnwitz grenzende Verzeigerung erfährt nicht oft die Verheirateten, wenn einer gemüthlichen Heirath sich unbedingbare Hindernisse entgegenstellen, wenn eine Verlobung zurückgeht, oder eine solche gar durch den Tod getrennt wird! Aber der trauernde Jüngling oder die tiefbetrübte Jungfrau mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß sie nicht wissen können, vor welchem namenlosen Feind der Himmel sie bewahrt hat, indem er durch ein solcher Hindernisse eine Heirath unmöglich gemacht hat. Die beiden Hauptpersonen in dem, von einem genialen Dichter gezeichneten und von idealen Dichtern besungenen „hohen Lied der Liebe“, — Romeo und Julia können hierfür als Anhaltspunkte dienen. Der durch Liebesrausch irrthümlich gewordene Romeo — ein Selbstmörder ist nie bei Verstand — nahm Gift, als er seine Julia im Sarge vor sich sah, und die nachher erwachte Julia erschauerte sich selbst, als sie ihren Romeo todt erblickte. Aber Romeo hätte an die Zukunft denken sollen und was aus seiner Julia hätte werden können. Die fünfzigjährige Julia, welche bei der ersten Begegnung zu Romeo sagen kann: „Ihr löst recht geschickt“, möchte doch, nach jeder logischen Folgerung, nach zehn Jahren, vielleicht auch schon viel früher, keine allzu beneidenswerthe Gattin abgegeben haben. Die Keuschheit mit ihrer Krone wäre wahrscheinlich sehr bedenklich hervorgetreten.

Auch ist es eine der größten Illusionen, wenn es heißt: „Die Frau verläßt Vater und Mutter und geht in das Haus des Mannes über.“ Dieser Fall findet selten statt, fast immer der umgekehrte: Der Mann tritt vollständig in die Familie der Frau ein. Schon die ganze Einrichtung wird nach den Gewohnheiten angefaßt, wie die junge Frau im Hause ihrer Eltern lebte, da der Mann in seinem Amt oder Lebensberuf beschäftigt ist und der Frau die inneren Einrichtungen in der Wirtschaft überlassen bleiben. Auch werden die Verwandten der Frau, namentlich die Mutter derselben, in ihrer neuen Würde als Schwiegermutter, viel öfter und auf längere Zeit in der neuen Händlichkeit anwesend sein, wie die Verwandten des Mannes, welche um ihren Sohn und Bruder, der ja zum stärkeren Geschlecht gehört, nicht so besorgt oder eigentlich wohl gar nicht besorgt sein werden; dagegen wird um die ganz junge Frau, die zum schwachen Geschlecht gehört, (wer laßt da?) deren ganze Familie stets in Angst und Wüthen schwören, und die Schwiegermutter, Schwestern, Tanten, Cousins und ehemaligen Schulfreundinnen der jungen Frau werden so viel wie möglich bei ihr sein, um ihr mit Rath und That fortwährend beizustehen, so erstantlich und wenig angenehm dies auch dem jungen Ehemann sein dürfte.

Bei einer projektirten Heirath sollte der Mann, wenn auch nicht mehr, so doch ebensoviel auf die Mutter seiner Auserwählten sehen, wie auf die selbst; in dem Mädchen sieht er nur die Gegenwart, aber die Gegenwart ist flüchtig wie Spreu im Winde, — in der Mutter dagegen erblickt der hoffnungsreiche Heirathskandidat die Zukunft. Er hat das Bild vor sich, was aus seiner Heirathsbildung, die er mit allen Wüthen seiner Phantasie und Verliebtheit ausprägt, in Wirklichkeit werden wird.

Was dies soll aber kein Behalten gegen das Heirathen hervorgerufen, sondern nur zur Vorsicht mahnen, denn „Unverheirathet bleiben“ kann auch sehr leicht ein großes Defizit im Portemonnaie, wie im Herzen herbeiführen.